

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Numer 557. Redaktion und Expedition: Halle, Mittwoch 28. November 1894. Berliner Bureau: Berlin C. Unter den Eichen 11. 186. Jahrgang

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 28. November. Die 'Nordd. Allg. Zeitung' schreibt betreffs der Bestimmungen über die Reichstagsgebäude Vorlagen und die Frage, welche Gegenstände in die Reichstagsgebäude beim Schlossbau vorzulegen seien, ist es sehr vernehmlich, daß erst nach Abschluß des Reichstagsentschlusses darüber entschieden werden konnte.

Berlin, 28. November. Der 'Volksanwaiser' führt die italienische Regierung hätte Deutschland ein Programm für die 1895 in Venedig geplante Industrie- und Kunstausstellung überreichen lassen, indem sie gleichzeitig zur Beilegung einlud. Es verläutet, verschiedene deutsche Großindustrielle werden die Ausstellung besuchen.

Berlin, 28. November. 'Güllensbergers', 'Tagespost' prüft die Hoffnung aus, daß bei bevorstehendem Entgegenkommen es gelingen werde, den sozialdemokratischen Parteirecht beizulegen.

Wien, 28. November. Die Kompanien der fallenen Eppertfirma Fischer u. Pafel sind seit dem Konkurs in Juvik. Als heute Fischer mit Pafel tritt, hat er ihm ein sammtlicher schwerer. Bei seiner Vernehmung erlosch sich Fischer mit einem Anwalt und war sofort tot.

Wien, 27. November. Dem Abgeordnetenhaus wird in den nächsten Tagen eine Gesetzesvorlage, betreffs der Errichtung einer Rentenanstalt des landwirthschaftlichen und Verkehrswesens mit einem Aktienkapital von 20 Mill. Kronen, zugehen. Der Staat beteiligt sich an dem mit der Anstalt verbundenen Kreditvertrauen mit 2 Millionen Kronen. Drei Viertel der Direktionsmitglieder sind ungarische Staatsbürger. Die Regierung erstattet in die Direktion zwei Mitglieder und er nennt einen Verwaltungskommissar zur Beaufsichtigung. Die Errichtung der Anstalt erfolgt unter der Regide der Wiener Unionbank und unter Mitwirkung der ungarischen Escompte- und Wechselbank. Die Aktien der neuen Anstalt werden nach Ablauf einer gewissen Zeit auch in Oesterreich und im Auslande emittirt werden.

Berlin, 28. November. Die Hochzeit des Kaisers wurde hier und in ganz Preussland feierlich begangen. Die Stadt hatte Festlichmaße angelegt. Des Abends fand eine große Illumination, in den Theatern Feiern vorstellungen statt. Im schweidischer Theater brach der Generalgouverneur ein Koch auf des Kaisers aus, das Publikum antwortete mit donnerndem Hurrah. Die Wuff spielte hierauf die russisch-kanadische Nationalhymne. Im finnlandschen Theater wurde ein Vortrag zu Ehren des Kaisers gehalten. Ambassaden und Schulen sind im ganzen Lande geschlossen.

Wien, 28. November. Der Oberkanzler Benjamin Gotheim, 56 Jahre alt, vergiftete sich mit Karbolsäure. Was ist uns bekannt.

Konstantinopel, 28. November. Bei dem Besuche, den Admiral Allenan dem Großvezier machte, hatte er ihm ein Schriftstück übergeben, in welchem eine Kolonisation gebeten wurde, es wurden 4 Orte namhaft gemacht. Der Großvezier war von dem Ansuchen sehr überrascht, ließ sich aber doch schließlich bewegen, das Schriftstück an höchster Stelle zu überreichen. Eine Antwort ist bislang nicht erfolgt.

Berlin, 27. November. Die Thronrede, mit welcher gestern die Kammer eröffnet wurde, drückt in ihrem auf das Ausland bezüglichen Theile Bedauern über den Tod Carnots und des Kaisers aus und hebt besonders hervor, daß die Beziehungen zu allen fremden Mächten vorzuziehliche seien.

Sofia, 28. November. Prinz Ferdinand ist gestern Vormittag zu kurzem Aufenthalt auf Philippopolis angekommen. Die Regierung wird sorgfältig des Besuchs des Heiliger Kaiser von Venedig nach Paris entfenden. Der Ministertrat genehmigte die Baupläne für den Hofen von Bana und ordnete eine Konkurrenzverföhrung für die Arbeiten an. Die hierzu nöthige Summe wird auf acht Millionen Franken geschätzt.

Zanger, 27. Nov. Der deutsche Gesandte Graf Tattenbach, der sich nach Wörsing seiner Regierung zu dem Sultan zu begeben hatte, um wegen der Ermordung eines Deutschen bei Casablanca Genugthuung zu fordern, ist nach hier eingetroffenen Nachrichten am 22. November feierlich in Wörsing angekommen.

Wia de Janeiro, 28. Nov. Die verdächtigen Krankheitsfälle mehren sich, die letzte Resende und Gocheria sind zwecks Studiums nach der Art der Krankheitserscheinungen abgegriffen.

Deutsches Reich.

* Gestern Vormittag hörte der Kaiser von 9 Uhr ab die Berichte des Chefs des Militärkabinetts, Generaladjutanten, General der Infanterie, Bohnke sowie des Chefs des Ingenieur- und Pionierkorps, General-Inspektors der Festungen, General der Infanterie Goltz. Abends 7 Uhr fand in der Speisekammer des Neuen Palais eine größere Mittags-tafel statt.

* Zum Besuch der Kaiserin Friederich traf gegen 11 Uhr Mittags die Kaiserin mit den fünf ältesten königlichen Prinzen in Berlin ein. Der frühe Sohn und die Prinzeßin kamen mit dem kaisersmännlichen Zuge kurz vor 2 Uhr mit ihrer Begleitung nach Berlin und wurden ebenfalls nach dem Palais der Kaiserin Friederich, um die erlauchte Großmutter zu begrüßen.

* Die 'Norddeutsche Allgemeine Zeitung' scheint wieder in Gnaden angenommen zu sein, nachdem sie die Taten-Notiz in die Welt geleht, daß dem Reichstag allein die Umföhrungsverträge zugehen solle, daß sich die - wie wir bereits erwähnt - veranlaßt, der Wahrheit die Ehre zu geben und mitzutheilen, daß mit dem alten Brauch nicht gebrochen werden solle. Der 'Reichsanwaiser' beschäftigt in seiner

heute vorliegenden Ausgabe diese Nachricht in einer Form, die direkt wie eine Anerkennung des Offizienscharakters ausfällt. Die an anderer Stelle abgedruckte Mittheilung, die Heile des Fürsten Hohenlohe an die süddeutschen Höfe betreffend, zeigt ebenfalls den neuerlich wieder gewonnenen offiziellen Charakter des Württembergers. Ungeachtet umständlich ist es, wie in derselben Nummer des 'N. L. Zauberbl.' abgedruckt wird, doch ist auch seine Cairn-Vera her noch unweit in 'hochhofföhrlichen Posen' gefüllt. 'Dahleil.' so schreibt Herr Dr. Griesemann, trotz der Anerkennung, die ihm wieder geworden, 'letztens des 'Berliner Tageblatts' das Menschenmögliche gethan ist, um der Annahme Kredit zu geben, daß es ergänzungsweise mit den Funktionen des 'Staats- und Reichs-Anzeigers' betraut wäre, möchten wir uns doch geirren, die interessanten Mittheilungen des freimüthigen Blattes (die Umföhrungsverträge betreffend) auf sich herüber zu ziehen.' Hoffen wir, daß die Zeiten darüber vorüber sind, wo unseer Reichsregierung sich des Herrn Wöste und seiner jungen Leute bedienen zu müssen glaubte, um ihre Ansicht zu lanciren. In das ist uns selbst die Nachfolge Vindictas noch lieber.

* Die 'National-Zeitung' meldet: Die Ernennung des Direktors im Reichsanwalt des Innern, Nothe, zum Unterstaatssekretär des Staatsministeriums scheint festzusteilen. Als sein Nachfolger aus dem Director-Bosten gilt Geh.-Rath von Wöste, einer der ältesten vortragenden Räte im Reichsanwalt des Innern.

* Herr von Ackerden-Wächter wird morgen die Geschäfte der Generaldirektion in Hamburg wieder übernehmen.

* Ein Wüsterhabe ist der 'Bauer Bohm', freimüthiger Reichstagsabgeordneter für Muppin-Tempin. Er hat, wie er dieser Tage in einer Rede zu Muppin voll edler Weisheit gehalten, 'aus Liebe zum Vaterlande' für die Handelsverträge gestimmt, um 'das Vaterland vor den Angriffen der Konventionen zu schützen'. Herr Bohm scheint 'mit Augen' die Wösterhabe zu haben; in seiner Rede hat er eigentlich nur wiederholt, was täglich in freimüthigen Blättern immerhin formvollender zu lesen ist. Wenn alle Landwirthe sich so gedanklos an die Nachschöpfung des jüdischen Manichöhrthums hängen, wie der pp. Bohm, so würde es wohl bald heißen: Wüsterhabe-Wüsterhabe! aus Germania!

* Wiederholt ist bei den Staatsverhandlungen auf das stetige Wachsen und den hohen Stand der Schulden des Reichs hingewiesen und dabei zugleich und zwar hauptsächlich auch genannt worden, welche einer 'Detraction' der Bundesstaaten aus Reichseinkünften mitzuerfüllen die Nothwendigkeit besteht worden, endlich mit einer Tilgung der Schulden vorzugehen, während bisher eine solche überhaupt nicht stattgefunden, selbst die Heberhöhe der Reichsschulden zur Deckung der laufenden Ausgaben herangezogen in rden. Wenn jetzt, so lassen sich die 'Berl. V. L. A. Ch. r.' aus, aus dem Umstände, daß die Reichseinkünften in dem laufenden Etatsjahre eine erfreuliche Vermehrung aufweisen, Kapital gegen die Tabakfabriksteuer geliehen werden soll, deren auf 35 Mill. Mark geschätzter Mehretrag zur Herstellung eines dauernd befriedigenden Verhältnisses zwischen den Einnahmen des Reichs und der Ausgaben zu dienen bestimmt ist, so wird nicht allein übersehen, daß die Ordnung jener Verhältnisse unabhängig von den augenblicklichen Verhältnissen der ihrer Natur nach schwankenden Einnahmen des Reichs zu erfolgen haben wird, sondern auch, daß es neben der Vertheilung der Reichsschulden zwischen Landesverwaltungen und Matrifutalbeiträgen auch den Anfang mit der Tilgung der Reichsschulden zu machen.

* Zur Erreichung dieses Zweckes ist bekanntlich in der Absicht, die Heberhöhe der Reichshaushalts, sowie die den Staatsanwaltern übergebenen Erträge der zu Umföhrungen an die Bundesstaaten bestimmten Reichseinkünften zu einem Zweck zu sammeln, welcher neben der Bestimmung der Vertheilung der Reichseinkünfte darauf zu führen, daß zu diesem Ende nicht auf die Bundesstaaten zurückgegriffen zu werden braucht, den weiteren Zweck hat, die Mittel zur Tilgung der Reichsschuld zu liefern. Trotz dieser Eintragung, durch welche dem Reich neben der Vertheilung von Meeren zur Deckung von Einnahmestellen die Aneignahme der Tilgung der Reichsschuld zu ermöglichen. Für die Frage aber, wie hoch der Bedarf zur Herstellung des dauernden Gleichgewichts zwischen Matrifutalbeiträgen und Umföhrungen zu bemessen sein wird, sind zeitweilige Mehreträge der Reichseinkünften nicht von Bedeutung.

* Ein Berliner, der sich rüdem Reichstag des Reichsanwalt verfertigt Mittheilungen über den Inhalt der Umföhrungsverträge die jeder thatsächlichen Grundlage entbehren und, soweit sie mit unseren Mittelnungen nicht übereinstimmen, direkt falsch sind. Der 'Volksanwaiser' ist wieder einmal kritisch darauf hingefallen.

* Das Centrum löst ankündigen, daß es seine Anträge zur Handelsverträge sofort nach Eröffnung der neuen Reichstagsession wieder einbringen werde, um Aufschub über die Absichten der Regierung zu erhalten.

* Der nächstjährige Etat enthält eine Forderung für drei Wösterhabe-Zeremonien in der Gesamtstärke von 36 Unteroffizieren 288 Gemeinen und 324 Pferde.

* Wie der 'Wö. Bl.' geschrieben wird, befristet sich die bereits mehrfach vereinzelt aufgetretene Nachricht von dem Auscheiden des General der Artillerie und Kommandierenden Generals des VI. Armeekorps v. Zewinow aus dem iltigen Dienst.

* Vor der Verhandlung über die Gesetzgebung zur Sicherung der öffentlichen Ordnung. In wenigen Tagen wird sich der Reichstag vor eine bedeutende Entscheidung gestellt sehen. Wir haben noch immer den Eindruck, daß es zu einer Verklärung kommt, der auch die Reichsregierung nicht lange sich durchzusetzen bei den Grenzen der Mäßigkeit hält und keine Partei ein Interesse

schwere Krisis heraufzubedecken. Wenn die Oppositionsparteien immer wieder mit dem Vorwurf kommen, man wolle freie Meinung mit dem Polizeistempel niederschlagen, so werden sie sich bald überzeugen können, daß weder die Regierung, noch irgend eine Partei dies empfindet. Es soll nur die äußere Form und Ordnung befristet werden, damit heftigste Vertheilungen aller Art sich um so mirfärmer geltend machen können, ohne von mühter und demagogischer Verberkung erdrückt zu werden. Die wahre Gefahr für die verrechtigte Reformarbeitungen ist die Inaktivität und die Aufsehung gegen alle Ordnung und Autorität. Nur wer die Meinung kann, in das blöde Geschrei von freisprechender Reaction einstimmen. Die 'kimmerlichen Meile' von Freisprechern sollen angeblich angeleitet werden. In Wahrheit ist und bleibt unter Reich das Land, welches seinem ändern in der Welt an Freiheitsrechten nachsteht. Wo wird denn sonst ein so unbefränktes Wahlrecht ertragen? Und was revolutionäre und anarchoide Ausföhrungen betrißt, so sind uns Staaten mit republikanischer parlamentarischer Regiment wie Frankreich, Italien, auch England, darin weit überlegen. Gemüthlich auch wir der Ueberzeugung, daß mit rein äußerlichen Mehrheitsregeln allein nichts gethan ist. Es muß eine verständliche und wohlwollende arbeitfreundliche Wirtschaft- und Sozialgesetzgebung zur Seite stehen. Aber ist das in Deutschland etwa nicht der Fall? Durch unsere Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung, der natürlich die Invaliden und Ultramontanen widerstanden haben, durch unsere Arbeitergesetzgebung, durch Schutz aller ordnungsmäßigen Vertheilungen zur Verbesserung der Lage der Arbeiter, durch öffentliche und private Anstalten aller Art zum Wohl der unteren Klassen tragen wir vor allen anderen Völkern hervor. Es ist obdächliche und bewußte Täuschung und Verleumdung, wenn man das in Abrede stellt.

Zum Dahinscheiden der Fürstin Bismarck.

Fürstin Bismarck ist, wie nicht anders zu erwarten war, durch den Verlust, der ihn betroffen, schwer niedergedrückt. Man wird befürchten müssen, daß sein in der letzten Zeit etwas besseres forderliches Befinden unter diesem schweren Schlag nicht unerheblich leiben wird.

Während man hier die Schlag nicht unerwartet. Nicht nur in letzte Zeit war, wie wir bestimmt gemeldet, der Gesundheitszustand der Fürstin ein schmerzlicher geworden, sie war in den letzten Jahren überhaupt recht fröhrlich.

Die Fürstin war, wie wir erfahren, trotz ihrer schmeren Erkrankung - sie litt an der Wasserflucht, ein Zustand, welcher ihr selbst nicht verborgen bleiben konnte - bis zu dem Augenblicke, daß die Krankheit sie völlig niederwarf, heiter und unter Dinge und sorgam bemüht, ihren Gemüth über ihr Befinden zu läutchen. So erhob sie sich denn, so lange es irgend ging, mit großer Anstrengung von ihrem Kranken- und ging ihren Geschäften im Hause nach, eine mühselige, sorgsame Sanstrau bis zu ihrem Ende. Dr. Cleyndler handtelt schon seit langer Zeit mit Professor Schwemmer in ununterbrochener Correspondenz wegen der Patientin, welche ihm große Sorge machte. Seit ungefähr vier Wochen wurde der Zustand als hoffnungslos betrachtet, jedoch jede Erklärung verweigert, welche den Fürsten hätte noch beorgert machen können, als er ohnehin schon war. Fürstin Bismarck hat wiederholt den Wunsch geäußert, es möge sich der Zustand seiner Gemüth so bessern, daß sie bei leidlichem Wohlföhrn mit ihm nach Friedrichstuh fahren könnte; der Gedanke, daß eine schlimme Wendung in Bargin eintreten könne, habe etwas besonders Beängstigendes für ihn. Als die Gattin keines alten Kammerdieners heimliche gleichheit von einem hoffnungslosen Leiden ergriffen wurde, sagte der Fürst zu seinem treuen Diener: 'Lieber Freund! Ich nehme an Ihren Schmerz herzlichen Antheil. Ich, ich bin ja in derselben schrecklichen Lage wie Sie selbst. Alles stirbt vor uns dahin!'

Professor Schwemmer weilt seit dem letzten Freitag in Bargin; eine Katastrophe muß jedoch nicht als unmittelbar bevorstehend erachtet worden sein, denn der Professor hatte vorläufiglich für beide Morgen sein Eintreffen in Berlin angekündigt. Die rapide Verschlimmerung ist in den beiden letzten Tagen eingetreten.

Man, an der wohl informierter Seite wird uns mitgetheilt: Die Fürstin ist seit langen Jahren kranklich gewesen; sie litt an einem hartnäckigen Wösterhabe und am Wösten. Die erliche ernsthafte Erkrankung trat vor 1 1/2 Jahren ein, als sie eines Tages vor ihrem Bett bemühten, in einer Wöstade liegend, gefunden wurde. Diese Ohnmachtsschwäche, welche auf das Entziehen eines Herzleibes schließte liegen, haben sich in der Ungehörigkeit oft wiederholt. In der That ist Wasserflucht in Verbindung mit der Erkrankung des Herzens als die unmittelbare Todesursache anzusehen.

Das Hinscheiden der Fürstin erregt allgemein das tiefste Bedauern. Am 12 Uhr Mittags traf in Berlin aus Bargin ein von dem Grafen Herbert Bismarck unterzeichnetes Telegramm im Auswärtigen Amt ein, worin dem Reichskanzler das Ableben der Fürstin mitgetheilt wird. Fürst Hohenlohe sandte alsbald ein Condolenztelegramm an den Fürsten Bismarck. In den Ministerien rief die Trauerandacht gleichfalls große Theilnahme hervor. Minister von Bötticher ließ davon gleich allen Beamten Mittheilung machen.

Wie uns ein Privattelegramm aus Bargin meldet, hat Kaiser Wilhelm als einer der Ersten ein längeres, herzliches Condolenztelegramm an den Fürsten Bismarck gerichtet, ebenso hat der König von Württemberg auf telegraphischem Wege seine herzliche Theilnahme in würdiger Weise kundgegeben. Die meisten Blätter, waren die 'Nordd. Allg. Ztg.', wönnen der dahinscheidenden Fürstin Bismarck tiefempfundene

Vertical text on the left edge of the page, including names like 'Ter Klein', 'mschele', 'bei den', '1894', '1786', '27.', 'ger.', 'das', 'sten in', 'ilder', 'gen.', 'bene', 'rens', 'ber', '3639', 'm.', 'uis', '82.', 'unt', 'ber', 'ficher', 'nt', 'unter', 'Mosse', '5692', 'beibet bei', 'rfr. 2.', 'SE', 'e', 'ndes', 'lbr.', 'f.', 'ant', 'ber', 'ber', 'Wit', '5664', 'bei', 'ber', 'ber.'





(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Kapitäns

[1] Roman von S. Rosenthal-Wonin.

Fritz unterschrieb, und der alte Kapitän folgte darin. „Herr Holle wird als mein Substitutkapitän gekennzeichnet.“

Der junge Mann ſetzte ſeine zierlichen, feinen, ſpizen Schriftzüge darunter.

Fritz erinnerte ſich, dieſe für einen Seemann ſo ſeltſame Handſchrift ſchon einmal geſehen zu haben, wo, ſiel ihm nicht ein.

Der Kontrakt wurde doppelt ausgefertigt und Fritz erhielt die erſte Niederschrift.

Kapitän Holle und der Steuermann Fritz gaben ſich die Hände, ſchüttelten dieſe und die Formalität war beendet.

„Sie können gleich an Bord Wohnung nehmen oder bis übermorgen früh um zehn Uhr am Lande bleiben, wie es Ihnen gefällt, erklärte Herr Hoorn.“

„Ich werde morgen an Bord gehen“, entſchied Fritz, und die Männer trennten ſich.

„Wo habe ich doch dieſe Handſchrift geſehen?“ murmelte Fritz, als er die mächtigen, breiten ſchwarzen Marmortreppen mit dem koſtbaren weißen Marmorgeländer herabſtieg. „Wo nur, wo? Dieſe Handſchrift iſt mir bekannt. Ich ſah ſie heute nicht zum erſtenmal in meinem Leben“, ſann Fritz; es gelang ihm jedoch nicht, ſich hierüber Klarheit zu verſchaffen, und das Getümmel des auf der Straße laut ſchwabenden, ſchreienden Menſchentraumes, der in den ſchmalen Gaſſen aus und ein ſtuthete und ihn in ſeine Mitte nahm, trieb dieſe Grübelereien bald aus ſeinem Kopfe und verwiſchte ſchnell jedes Denken an dieſes ſonderbare Faktum.

Der Lauf der Begebenheiten*, die wir hier erzählen, gleich einer Gebirgsstraße, die mit ſtarken Windungen bergauf und bergab geht und bald nach Norden, bald nach Süden leitet. Jetzt müſſen wir wieder nach Norden ausblicken und ſchauen in das Zimmer des Meſſor Runkeln im Hotel de Ruſſie zu Bremen.

Es ſind ſchon einige Tage verfloſſen, ohne daß Herr Karſtens nennenswerthe Beobachtungen hinfichtlich der Familie Holle zu berichten hatte.

Der Steuer-Inſpektor ging täglich zur beſtimmten Stunde auf's Amt und kam pünktlich nach Hauſe, ſein Leben gleich einem geregelten Uhrwerke; die Tochter, das Fräulein Thereſe, verkehrte mit Niemand, ging gar nicht aus, ſie arbeitete, wie es ſchien, heimlich für ein Tapptiergeſchäft, und die Köchin brachte die Arbeiten dorthin und holte neue. Herr Karſtens war in dieſem Geſchäft geſeſen und hatte ſich überzeugt, daß dieſe keine markirte Verbindung für irgend etwas anderes war.

„Die Zeit verſtreicht“, ſeufzte Herr Runkeln, „und mein Urlaub ſieht dahin!“ Es war noch früh am Morgen — ein Poſten an ſeiner Stubenthür erſchallte und der Kellner brachte ein ganzes Bündchen Briefe, ſie kamen von Stettin. Auch einer von Dame Thurneiſen war darunter. Die fürſorſliche Wirthin ſchrieb:

„Jetzt ſind es ſechs Tage, daß Sie fort ſind. Herr Meſſor, und es iſt recht ſtill und einſam in unſerem Logis; trotzdem ich ſo viel Plage mit Ihnen habe, fehlen Sie mir jel. Nehmen Sie ſich nur recht in Acht. Ich habe Ihnen nur ſechs Paar wollene Strümpfe mitgegeben — die Strümpfe müſſen alle drei Tage gewechſelt werden und die gebrauchten thun Sie auf die linke Seite des Koſſers in den großen Vogen Papier und legen ſie nicht in die Kommode der Hotelſtube, ſonſt bringen Sie die Strümpfe ſicher nicht mehr zurück. Thun Sie auch nicht ſo viel Zucker in den Kaffee, das macht Sie ſonſt wieder ſo verſchleimt, daß ſie huſten. Wenn Ihnen der Wirth

täglich die Beleuchtung verrechnet und neue Lichter aufſteckt, ſo nehmen Sie die angebrauchten und thun ſie in die leberne Taſche in die Reſerveſtiefel. Wenn das Zimmermädchen die Stube macht, ſo iſt es ſchicklich, daß Sie hinausgehen. Abends, wenn Sie zu Bette gehen, werden Sie doch unter das Bett ſehen; die Schränke in den Hotels ſind oft wackelig, daher ſein Sie vorſichtig beim Kleiderhineinhängen, daß Ihnen der Schrank nicht auf den Kopf fällt. Das Wirthshauswaſſer trinken Sie nie ohne die Tropfen, die ich Ihnen mitgegeben.“

„Ich bin geſund, wünſche daſſelbe von Ihnen und Sie bald wieder wohl und munter hier zu ſehen.“

Ihre Sie treu hochſchätzende
Henriette Thurneiſen.“

„NB. Der Zweck meines Schreibens war, Ihnen zu melden, daß ein Matroſe da war, dreimal, der nach Ihnen gefragt hat, vorgestern — er ſei von dem verſchwundenen „Lohengrin“ und könnte Ausſagen machen. Er hat ſeinen Namen aufgeschrieben und heißt Mollroſe auf dem Steamer „Anna Bullen“, Kapitän James Meyer.“

Herr Runkeln ſprang von dem Sopha auf. „Vorgestern, das ſind jetzt drei Tage — und das berichtet ſie mir nicht gleich! O die Weiber, die Weiber! Da ſorgt ſie ſich, daß die paar Pfennig für die Lichter nicht der Wirth ſchluckt, und an den Matroſen denkt ſie ſo nebenbei!“ Er klingelte, ſchrieb ein Telegramm und ſchickte es fort. Nach einer Stunde erhielt er die Antwort.

„Steamer „Anna Bullen“, Matroſe Mollroſe, geſtern Abend in See gegangen nach Meſſina.“

Herr Runkeln telegraphirte ſofort an die Hafenbehörde in Meſſina: „Bitte, Matroſe Mollroſe vom eintreffenden Dampfer „Anna Bullen“ ſofort amtlich zu vernehmen über den verſchwundenen Dampfer „Lohengrin“,“ dann faßte er ein auſſerordentliches Schreiben an den dortigen deutſchen Konſul ab, in welchem er den Herrn bat, ſich der wichtigen Sache anzunehmen, bei dem Verhör des Matroſen zugegen zu ſein, ihn eventuell feinehmen zu laſſen, überhaupt alle Schritte zu thun, daß dieſer Zeuge erſter Klaſſe, falls er ſich als ein ſolcher herausſtelle, der Stettiner Behörde zugänglich bleibe.

Als dieſe Geſchäfte erledigt, trat Herr Karſtens ein.

„Nun, was bringen Sie, Herr Weyermann?“ begrüßte ihn der Meſſor. Dann wurde das Geſpräch leiſe geführt.

„Etwas, Herr Meſſor,“ begann der Detektiv. „Das Fräulein iſt geſtern zur Poſt gegangen und hat einen eingelebten Neſtantebrief geholt. Sie reichte einen Zettel in den Schalter und erhielt das Schreiben, ſie wies keine Legitimation vor, es wurde ihr keine abverlangt. Der Beamte muß ſie demnach kennen, ſie muß öfters ſolche Briefe dort holen. Der Poſtſekretär ſah auch kaum den hineingegebenen Zettel an. Ich war nicht berechtigt, näher mich bei der Poſt zu informiren — wir arbeiten ja leider hier privatim“, ſetzte er bedauernd hinzu, „und ſind außer dem Preußen. Sie haben hier eigene Beſtimmungen. Eine Stunde darauf“, fuhr Herr Karſtens fort, „ging das Fräulein zur Seehandlungsbank. Ich trat gleich nach ihr ein und zog Erkundigung ein. Ich ſah ſie dreihundert Mark dort deponiren. Sie hatte ein kleines Bankbuch und ich bemerkte, daß der Buchhalter ohne weitere Fragen ihr Conto aufſchlug. Sie mußte demnach nicht zum erſten Male Geld dort einlegen. Ich vermuthe alſo, daß ſie in dem Briefe Geld erhalten hat.“

„Das ſcheint mir zweifellos“, erwiderte der Meſſor. „Wenn wir nur wüßten, woher der Brief kam?“ fuhr er nachdenklich fort. „Von der Poſt erfahren wir nichts, ſie darf uns keine Auskunft geben, ebenſo wenig haben wir ein Recht, die Bank zu interpelliren. Wie ſah das Fräulein aus, als ſie zur Poſt ging?“ erkundigte ſich Herr Runkeln.

„Mir ſchien, gedrückt und betrübt.“

„Und als ſie den Brief erhalten?“

„Bedrückt, ängſtlich, es lag ein Ausdruck von Pein und Sorgen in ihren Zügen.“

„Und als sie von der Bank kam?“
 „Sahen sie wie erleichtert und ging schnell nach Hause.“
 „War ihr Vater zu Hause, als sie den Brief holte und das Geld zur Bank trug?“
 „Nein. Es kam mir vor, als ob sie überhaupt dies Geschäft in Hast und Eile abmachte.“
 „Sie thut es demnach wohl heimlich vor ihrem Vater?“
 „Es hat ganz den Anschein“, stimmte Herr Karstens zu.
 „Da bleibt mir nichts übrig als heute Abend mein Heil bei der Köchin zu versuchen“, äußerte der Professor. „Vielleicht erfahre ich, woher der Brief gekommen, wußten wir das, wäre viel gewonnen.“
 Als es dunkel geworden, stand Herr Professor Runkeln wieder als kleiner Student in der Nähe des Holle'schen Hauses und packte auf die Köchin.
 Zu derselben Zeit, wie das erste Mal — bei Holle's schien Alles genau nach der Uhr zu gehen — trat die Köchin aus der Hausthür und der Herr Professor machte sich an sie.
 „Nun, Fräulein Köchin, da sehen Sie mich wieder“, begann Herr Runkeln. „Wie gehts Ihnen und Ihrem Fräulein?“
 „Wie soll's gehen?“ erwiderte die Köchin unwirsch. „Blage und üble Laune dazu — das Fräulein ist wie närrisch.“
 „Aber warum denn — fehlt's ihr an Geld?“
 „Ach, Geld! Das brauchen wir nicht; der Herr Inspektor kommt gut aus — auch seitdem der junge Herr nichts mehr schickt.“
 „So, hat der junge Herr früher Geld zugesteuert?“ fragte der Professor interessiert.
 „Ja, er hat alle Vierteljahre so ein, zweihundert Mark geschickt von allen Weltenden. Das kam dem Herrn Inspektor gut zu statten, er konnte sich Manches dafür gönnen. Seitdem der Junge todt ist, hat's natürlich aufgehört und muß auch so gehen und geht ganz gut, der Alte entbehrt nichts, weil das Fräulein — Die Alte stockte.
 „Nun?“ machte der Herr Professor.
 „Es ist nichts Schlechtes, im Gegentheil, es machte ihr nur Ehre, und da Sie sie ja gern haben und nichts ausklatschen werden, mögen Sie's wissen. Sie arbeitet fleißig für Geschäfte, ist sehr geschickt und verdient manchen Groschen.“
 „Hat sie gar keine reichen Verwandten, die ihr aushelfen können?“ fragte der Herr Professor theilnahmenvoll und bedauernd.
 „Bekommt sie denn von keiner Seite etwas?“
 „Wir haben keine solchen Verwandten und würden auch nichts nehmen“, erklärte die Köchin stolz.
 „Ach, wie gerne würde ich ihr helfen!“ seufzte der Professor.
 „Das lassen Sie sich nur nicht beikommen!“ brummte ihn die Köchin an, „Dann sind Sie für immer fertig. Sie kennen unser Fräulein und den Herrn Inspektor nicht.“
 „Aber sagen Sie mal, liebes Fräulein Köchin, ich habe gestern Vormittag Ihr Fräulein auf der Post getroffen. Sie hat einen Brief geholt.“

„Davon weiß ich nichts. Das Fräulein ist eine Stunde an die Luft gegangen. Sie hatte Kopfschmerz.“
 „Hat sie darüber geklagt?“ erkundigte sich mitleidig Herr Runkeln.
 „Ja sehr.“
 „Und hat sie geglaubt, es würde vom Ausgehen besser werden?“
 „Natürlich, und es ist auch besser geworden. Nachdem sie es gemerkt hat, ist sie noch eine halbe Stunde spazieren gegangen“, erklärte die Köchin.
 „Ach, wenn ich doch mit dem Fräulein spazieren gehen könnte!“ seufzte Herr Runkeln wehmüthig.
 „Daraus wird nichts!“ fuhr die Köchin auf. „Mir ist schon nicht lieb, daß ich mit Ihnen vom Fräulein spreche. Sie sind viel zu jung für sie, solch ein kleines Hähnchen ist nichts für unser Fräulein. Schlagen Sie sich die Thereze aus dem Kopf. Sie bekommen sie nie, und ich will auch der Geschichte nicht mehr Vorschub leisten und lasse mich nicht mehr ansprechen. Nun wissen Sie's, junger Herr, und Adieu!“
 So sprechend, drehte die alte Küchenbeherrscherin dem Herrn Professor ihre breite Rückseite zu und dampfte, wie Herr Runkeln diesen Abgang ansah, davon.
 „Sie weiß wirklich nichts“, jagte sich der Professor, „aber etwas habe ich doch bei diesem netten Rendezvous verdient. Es ist jetzt zweifellos, daß dies Fräulein heimlich Briefe und Geld empfängt und deponirt. Wie sagt doch meine Wirthin“ sprach der Herr Professor jetzt laut vor sich hin. „Ja, wenn man den Löwen nicht aus der Höhle locken kann, muß der tapferere Jäger zu ihm hinein.“ Das ist ein etwas zweifelhaft waidmännischer Spruch, aber in diesem Falle paßt er. Ich werde der tapferere Jäger sein und morgen den Löwen, das Fräulein Thereze — sie hat wirklich etwas Löwenartiges — in ihrer Höhle aufsuchen. Am nächsten Vormittag um elf Uhr sah ich mit dem auch den Herrn Professor Runkeln in der schönsten Beuchstoelette dem Hause in der Weferstraße zuwandern und bei Fräulein Thereze Holle, speziell bei ihr, sich melden.
 Er hatte kein Glück diesmal — die Köchin stand vor der Stubenthüre und fixirte den Besucher ganz auffallend.
 Herr Runkeln sprach in tiefstem Haß und nahm eine gewaltig aufrechte Haltung an. Der Köchin jedoch mußte etwas auffallen, denn sie rief: „I Gotte doch! Sollte das möglich sein — na, das wäre!“ Sie schaute den Herrn noch einmal scharf an und fuhr dann in ihre Küche, indeß Herr Runkeln mit tiefer Verbeugung in das Wohnzimmer, wo das Fräulein war, trat. Die Dame erwartete ihn sehr steif und kalt, sie sah fast drohend aus. Ihre Augen waren weit geöffnet und ihre prächtigen, goldgelben Haare, von denen einzelne lockige kurze Strähnen sich losgelöst, schimmerten in der winterlichen Vormittags-sonne, und die Strähnen bewegten sich leise, wie bei Jemand, der mühsam ein Zittern verbirgt.
 (Fortsetzung folgt.)

Englische Missionslebe. in Deutsch-Ostafrika.

Von Oscar Baumann.

Oscar Baumann, der gefeierte Afrikaforscher, dessen Name in jüngster Zeit so viel genannt wurde, lenkt durch einen im neuesten Hefte der bekannten Halbmonatschrift „Vom Fels zum Meer“*) veröffentlichten Artikel das allgemeine Interesse auf die im Herzen Deutsch-Ostafrikas lebende englische Missionärsfamilie Mr. and Mrs. Shaw, deren Liebesheldigkeit alle Europäer, die mit ihr in Berührung gekommen sind, nicht genug preisen können.
 Wir entnehmen dem fesselnden und durch interessante Illustrationen geschmückten Aufsatz folgende Charakteristik, die das englische Ehepaar uns menschlich nahebringt.
 „Die Hotelverhältnisse“, so schreibt Oskar Baumann, „lagen im Jahre 1888 in Sanibar noch im argen. Ein recht anständiges französisches Haus hatte sich aufgelöst, weil der Besitzer sein Schäfchen im Trocknen hatte und nach der provensalischen Heimath zurückgekehrt war. So blieb denn nur ein englisches Hotel, das den stolzen Namen „Kriterion“ führte, von Deutschen

aber meist „zum großen Misthaufen“ genannt wurde. Diese schöne Bezeichnung verdankte es einem ungeheuren Haufen vor Schutt, Kehricht, Glascherben u. s. w., der sich einladend vor dem Thore des Gasthofes aufstürmte und für zukünftige Archäologen jedenfalls hervorragendes Interesse haben wird.
 Im Erdgeschoß lag die sogenannte „feuchte Ecke“, ein Schanklokal, in welchem die Deutschen nach des Tages Arbeit oft mehr kneipten, als im tropischen Klima zuträglich ist. Den ersten Stock nahmen einige Wohnzimmer und der Speisesaal ein. Ein kahler Raum, von dessen Decke der übliche Luftschimm, die Banka, herabhing, ein langer Tisch mit nicht allzu realischem Bedeck, eine Horde frecher Negerjungen, die lärmend ihres Amtes als Kellner walteten, bildeten die gewöhnliche Staffage. Die Gesellschaft, welche darin tafelte, war eine ziemlich gemischte. Wir Deutschen saßen an einem Ende des Tisches, während die Engländer sich um das andere geschaart hatten. Da gab es neben Konsulatsbeamten und Angestellten der verschiedenen Gesellschaften auch Globetrotter und bedenklliche Gestalten, von welchen Niemand recht wußte, was sie in Ostafrika zu suchen hatten. Ein gemeinsamer Verkehr bestand nicht, zu unserer Schande sei jedoch gesagt, daß auf beiden Enden des Tisches, sowohl am englischen wie am deutschen, ein etwas freier, für Damenohren nicht recht passender Ton herrschte. Wir waren keineswegs übermäßig angenehm überrascht, als man uns eines Morgens die Ankunft eines englischen Missionsehepaares an zeigte, das bei Tisch speisen werde.

*) Wir empfehlen unsern Lesern die ebenso prächtig ausgestattete, als inhaltlich hervorragende Familienzeitschrift auf das angelegentlichste. Verlagsabteilung (Unior Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) wie Redaktion haben das jetzt in neuem Gewande erscheinende Blatt zur tonangebenden Zeitschrift Deutschlands gemacht.

Die englische Missionarin bildet einen in Afrika nicht gewöhnlichen Typus. Meist eine ältere Dame mit scharfen Gesichtszügen, pflegt die Missionarin selbst beim Mittagessen nur Thee zu trinken. Auf ihren Lippen scheint stets das Wort „shoking“ zu schweben. Wer einen Kognak trinkt, ist für sie ein Säufer, wer eine Flasche Bier ausknobelt, ein Spieler, und wer gar von einer hübschen Negerin zu erzählen anfängt, ist einfach ein moralisches Scheusal. Wenn es ferner richtig ist, daß die Engländerinnen in zwei Kategorien, in die sehr schöne und in die sehr häßliche, eingetheilt werden, so waren wir alle von vorn herein überzeugt, daß unsere neue Tischgenossin der letzteren angehöre: denn die erstere pflegt sich im Allgemeinen nicht nach Afrika zu verirren.

Bei diesen vorgefaßten Meinungen war es begreiflich, daß wir dem Erscheinen des Ehepaares — Mr. und Mrs. Shaw — nur mit mäßiger Spannung entgegenzogen. Um so größer war die allgemeine Verblüffung, als Mrs. Shaw, gefolgt von ihrem Gatten, eintrat. Vor Allem gehörte sie unbedingt der ersten Kategorie der Engländerinnen an. Darüber ließen uns die schlafte Gestalt, die das weiße Tropenkleid trefflich kleidete, die feinen Züge und der echt englische zarte Teint, sowie das prachtvolle rothblonde Haar keinen Augenblick im Zweifel.

Die Engländer begannen natürlich sofort dem neuen Stern zu huldigen. Aber auch die deutsche Ecke rückte näher. Mrs. Shaw entpuppte sich als vollendete Weltkame, und es dauerte keine fünf Minuten, so war die scheinbar unüberpringliche Kluft überbrückt, die bisher die Nationen im „großen Mißhause“ getrennt hatte.

Ihr Gatte, Mr. Shaw, rief sofort die Jungen in reinstem Swahili an und entpuppte sich dadurch als alter Afrikaner. Er war ein unterfertigter zehnjähriger Mann, einer jener Menschen, die fast ganz aus Muskeln zu bestehen scheinen, mit blondem Haar und energischen blauen Augen. Wie er uns erzählte, hatte er schon mehrere Jahre im Innern gebracht und nun bei kurzem Aufenthalt in England die Lebensgefährtin gefunden. Er war im Begriffe, wieder auf seinen Posten zurückzukehren.

Dieser lag nicht etwa an der Küste oder in der Nähe derselben, sondern über tausend Kilometer weit landeinwärts, im Herzen Afrikas, in Urambo, dem wildesten Theil des wilden Innens. Unter uns war mancher, der den afrikanischen Busch aus Erfahrung kannte. Wenn wir nun die jugendliche Schönheit vor uns betrachteten, wenn wir bedachten, daß diese zarte Haut der tropischen Sonnengluth ausgefetzt sein, dieser zierliche Fuß monatelang auf Negerpfaden schreiten sollte, da kam uns unwillkürlich der Gedanke: Sie wird es nicht überstehen. Mißbilligende Blicke trafen den Missionar, der es wagte, eine solche Blume den Unbilden Innerafrikas preiszugeben. Doch er mußte seine junge Gattin doch wohl recht genau kennen, denn unbekümmert sprach er von der bevorstehenden Reise, als ob es sich um eine Vergnügungstour nach Italien oder der Schweiz handelte.

Einige Zeit hindurch bildete die reizende Missionarin, die so ganz und gar nichts Pietistisches an sich hatte, das Stadtgespräch in Sansibar. Sie genoß noch einen flüchtigen Augenblick das Leben, soweit daß in einem Orte wie Sansibar möglich ist, dann brach sie mit ihrem Gatten ins Innere auf.

Es war damals in Ostafrika eine bewegte Zeit, der Araberaufstand mit seinen erschütternden Ereignissen brach aus, und niemand dachte mehr an das junge Ehepaar, das fern im Innern, durch den Aufstieg völlig abgeschnitten, ein entbehrensreiches Leben führte. Später traf Emin Pascha Mr. Shaw und seine Gattin in Tabora, erhielt von ihm werthvolle Auskunft und war von ihrer Lebenswürdigkeit entzückt. Es war die letzte Europäerin, die der arme Pascha im Leben sehen sollte. Freiherr v. Bülow, der später an Kilima-Njaro den Selbstmord fand, erhielt, schwer erkrankt, in Urambo aufopfernde Pflege.

Ich selbst sollte das Ehepaar erst nach Jahren, im Oktober 1892, wiedersehen. Durch Monate hatte ich mit meiner braven Mannschaft das wildeste, unbekannteste Deutsch-Ostafrika, Urundi und Ruanda, durchstreift. Nach blutigen Kämpfen und Zeiten fortwährender Anspannung, nach schweren Mühen sehnten meine abgehekten Leute sich nach Erholung. In langsamen Marschen zogen wir unserm vorläufigen Ziele, der Mission Kilimanjaro, zu. Am Morgen des 30. Oktober erblickten wir den isolirten Hügel, dessen Höhe ein dichter Citronenhain krönte, aus welchem das Dach der Mission in hübschem Schweizerthale aufragte.

Es mag begreiflich erscheinen, daß nach der flüchtigen Bekanntschaft in Sansibar meine Erinnerung an das Ehepaar Shaw etwas verblaßt war. Noch mehr war ich überzeugt,

daß man mich nicht wiedererkennen würde, denn wenn ich wußte, daß ich Mr. Shaw hier treffen würde, so konnte er keine Ahnung haben, wer ihm aus der Wildniß ins Haus geschneit käme. Ich traf Mr. Shaw in der lustigen Veranda des Hauses in eifrigem Gespräch mit einigen Eingeborenen. Bei meinem Erscheinen stand er sofort auf und rief mir sein „How do you do, doctor?“ entgegen, als ob wir uns erst gestern gesehen hätten, und als ob er alle Tage und nicht alle sechs Monate europäischen Besuch bekäme. Beim Klang seiner Stimme tauchte auch die Erinnerung an seine Gattin in mir auf, die damals gleich einer Fee in unsern Kreis getreten war. Sie hat es also doch überlebt, aber was muß sie gelitten haben, wie wird sie verändert sein, dachte ich. Da trat Mrs. Shaw in eleganter Morgen-toilette ein, ebenso jugendlich, ebenso frisch wie damals in Sansibar; kein Mensch konnte es ihr ansehen, daß sie die ungeheure Reise zurückgelegt und nun vier Jahre hier zugebracht hatte.

Bald machte ich auf die Bekanntschaft einer dritten, sehr wichtigen Persönlichkeit, des Baby, eines reizenden kleinen Mädchens, das am Arm seiner schwarzen Wärterin hereingebracht wurde. Mir, der ich monatelang nur schwarze Gesichter gesehen, erschien das weiße Kind wie ein höheres Wesen.

Mr. Shaw ließ es sich nicht nehmen, der Expedition Gastfreundschaft zu gewähren. Die Karawane mußte auf einem freien Platz unweit der Mission übersiedeln. Mir wurde ein freundliches Häuschen angewiesen, welches Shaw für seine seltenen Gäste etwas abseits erbaut hat. Es ist dies eine sehr praktische Einrichtung, da jeder, der in Afrika reist, mit einem Troß von Dienern, Weibern u. s. w. umgeben ist, welcher sich nur schwer in ein fremdes Hausweien einpaßt.

Das Ehepaar Shaw bewohnt das Hauptgebäude der Station, weitans das schönste und wohllichste Haus, das ich im Innern Afrikas gesehen, und das von Mr. Shaw selbst erbaut ist.

Die Räume des Erdgeschosses nehmen die Wohnzimmer des Ehepaares ein. Dieselben sind mit einem für Urambo geradezu unerhörten Komfort eingerichtet. Da giebt es bequeme Rohrstühle und vorzügliche Betten, allerlei Schränke und schönpolirte Tische, die Mr. Shaw selbst gefertigt hat. Im Speisezimmer ist der Tisch mit blendend weißem Tuche, mit Porzellanarmee, Silberbesteck und geschliffenen Gläsern gedeckt.

Den Glanzpunkt bildet aber der Salon. Ja, sie haben wirklich einen Salon in Urambo, tausend Kilometer weit im Innern, und zwar nicht den schlechtesten mit seinen orientalischen und afrikanischen Trophäen, Teppichen und Matten, seinen eleganten Lehnstühlen, mit den Prachtstausgaben englischer Klaffler auf dem Tische und mit dem Kamin, in welchem ein behagliches Feuer flackert. Wenn man Abends beim Schein einer freundlichen Lampe an diesem Kamine sitzt, so erinnert nichts an Afrika, und man erschrickt förmlich, wenn draußen das wohlbekannte Geheul der Hyänen oder gar das Gebrüll eines Leoparden ertönt.

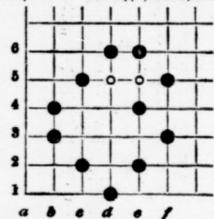
Mr. Shaw besitzt außerordentliches technisches Talent. Er versteht nicht nur fast alle Handwerke, sondern fertigt auch Seife, Essig, Kerzen u. s. w. an Ort und Stelle. Leider theilt er mit anderen englischen Missionaren die Abneigung gegen Gartenkultur. Der Missionsgarten sieht daher recht wüst und leer aus und die Nahrung besteht zum sehr großen Theil aus Konserven; frische Gemüse fehlen fast vollständig. Dennoch ist der Gesundheitszustand der Familie ein guter, was auf ein günstiges Klima Urambos schließen läßt. Die Verproviantirung, überhaupt der Nachschub an Material, geschieht durch eine große Karawane, die jährlich einmal eintrifft. Die Postverbindung mit der Küste wird einmal im Monat durch Fußboten hergestellt, deren Ankunft stets mit großer Freude begrüßt wird. Sie bringen Journale, Zeitchriften aller Art, Bücher und Briefe. Letztere werden mit jedem Monat häßlicher. „Die Leute vergehen allmählich auch uns,“ meinte Mr. Shaw.

Allerlei.

Chinesische Mandarinen und ihre Verantwortlichkeit. In China, so berichtet man aus Shanghai, haben die Beamten eine sehr große Macht, tragen dafür aber auch eine Verantwortlichkeit, die uns oft geradezu grotesk vorkommt. Was kann z. B. ein Mandarin dafür, wenn der reizende Hoangho, „Chinas Kummer,“ wie der Strom mit Recht genannt wird, plötzlich hoch anschwillt, so daß schließlich selbst die stärksten Deiche seinen tosenden Wellen keinen Widerstand mehr zu leisten vermögen? Es ist aber Alles einzeln — force majeure oder nicht, ein Mandarin ist stets für das in seinem Bezirk angerichtete

Stend verantwortlich. Bei Mord, Raub und ähnlichen schweren Verbrechen wird den unteren Mandarinen immer eine bestimmte Frist gesetzt, innerhalb deren sie die Thäter fangen müssen, widrigenfalls sie selbst bestraft werden. Unlängst gelang es einem Mandarin in der Nähe der südlichen Hafenstadt Amoy, vierzehn Räuber festzunehmen. Dessen Verwandte und Freunde versammelten sich aber bald darauf in einer dunklen Nacht um das neben dem Gefängnis gelegene Haus des Mandarinen, besaßen alle Waffen und Thüren desselben mit Petroleum und zündeten dies dann an. Darauf schrien sie: "Feuer! Feuer!" ein Ruf, der alle Chinesen sofort kopflos macht. Die Wächter und Gefangenwärter rannten schleunigst herbei, um beim Löschen beschliff zu sein, und in der so entstandenen allgemeinen Verwirrung war es sämmtlichen Gefangenen ein Leichtes, zu entkommen. Nun hat der unglückliche Mandarin vier Tage Frist bekommen, die Flüchtlinge wieder einzufangen, was ihm aber schwerlich gelingen wird. Dieses nur ein kleiner Beitrag über chinesische Zustände von heute.

Das Nationalspiel der Japaner, ist ein Brettspiel, welches von zwei Personen auf einem quadratischen Brett von 19mal 19 Linien, also 361 Durchschnittspunkten, mit 180 (unter sich vollkommen gleichen)



schwarzen Steinen für den einen Spieler und 180 weißen Steinen für den andern gespielt wird. Die beiden Gegner setzen abwechselnd immer einen Stein auf einen beliebigen unbesetzten Durchschnittspunkt (also nicht wie beim Schach auf die Felder). Der Hauptzweck des Spieles besteht in dem Bilden von Ketten, um mittels derselben möglichst viel Raum zu gewinnen und die Steine des Gegners zu erobern. Unter einer Kette versteht man eine Folge von Steinen, die eine Anzahl von Durchschnittspunkten vollständig einschließt. Stellt obenstehende Abbildung die Gasse des Brettes links unten vor, in welcher sich auf b3, b4, c2, c5, d1, d6, e2, e4, e6, f3, f5 schwarze Steine befinden, so bilden diese eine Kette, welche die unbesetzten oder "freien" Punkte e3, e4, d2, d3, d4, e3 und die weißen Steine d5, e5 vollständig einschließt. Die einmal gelegten Steine bleiben entweder unverändert stehen (werden also nicht von einem Punkt zum andern gezogen), oder können vom Gegner durch Ketten getötet (geschlagen, vom Brett genommen) werden. Sind nämlich eine Anzahl Steine des Gegners so von einer Kette eingeschlossen, daß außer ihnen kein freier Punkt in derselben sich befindet, so sind sie getötet. Wäre z. B. in der durch die Figur gegebenen Stellung Schwarz am Zug, so würde er auf d4 einen schwarzen Stein legen und damit die weißen Steine d5, e5 tödten, da sie von der Kette c5, d6, e6, f5, e4, d4 vollständig eingeschlossen sind. Die „einfachsten“ Ketten werden in der Mitte des Brettes von 4 Steinen (z. B. d3, e4, f3, e2), am Rande von 3 Steinen (z. B. a2, b1) gebildet. Greifen eine einfachste schwarze und eine einfachste weiße Kette ineinander, so entzieht das „Ko“, in welchem das gegenseitige Töden nicht unmittelbar aufeinander folgen darf. Bemerkenswerth sind außerdem die Begriffe: echte und unechte Augen, Seki, Dame- (spr. damme) Steine und wilde Steine. Merkwürdig ist das Spiel, wenn fernhin weder Steine des Gegners noch freie Punkte Ketten erobert werden können. Von jeder Seite sind alsdann nur etwa 120—130 Steine gesetzt. Der Gewinn oder Verlust richtet sich nach der Zahl der in den Ketten befindlichen freien Punkte und der getöteten Steine. — Das Go ist nicht nur das älteste aller bekannten Spiele, sondern auch eins der interessantesten und geistreichsten. Es wurde zwischen 2350 und 1770 v. Chr. in China erfunden und gelangte im 8. Jahrhundert n. Chr. nach Japan, wo es zeitlich leidenschaftlich gespielt und gepflegt wurde. Bis 1868 gab es in Japan sogar eine Go-Akademie, an der dieses Spiel von einer großen Zahl von Professoren gelehrt wurde. Die schon bis zu einer gewissen Meisterschaft vorgedrungenen Gospieler werden nach neun Manjufuten klassifiziert, so daß der Spieler der neunten Klasse, ein „Sadang“, der absolut beste Spieler ist.

Wir veröffentlichen diesen Artikel mit Genehmigung der Verlags- handlung aus der soeben erscheinenden fünften Auflage von Meyers Konversations-Lexikon. Wie die übrigen großen Unternehmungen des Bibliographischen Instituts in Leipzig einen unseugbar bahnbrechenden Einfluß auf die Popularisierung des modernen Wissens ausüben haben, so hat sich auch auf dem Gebiete der Lexikographie der „große Meier“ in eifriger Arbeit den Vorrang vor allen andern Nachschlagewer- kungen.

Ein Stündchen auf dem Kaiserhofe. (Erste S. Triffelkloppen". . . . Sie, Ihr Schieferluge! ist kein Dreiflügel nicht. Ja bitt' mir aus, det Se mit det Non plus ultra- Instrument sanfter umjehen, verstanden?" — „Zu Befehl, Herr Unteroffizier." — „Das Jewehr — über! — Jewehr — ab! — Vos Bomben und Granaten! Ihr sollt nich mit de Kolbens uhschießen, als ob's jist, Steener inzurammen, jonst demonstrier' id Euch ad oculos an Eure verehrten Korppste, wat's heest, edlere Theile verlegt zu kriegen. — Das Jewehr — über! — Sie — hei — bie — da klappi schon wieder jon' sauler Sching — schang — schong-Chineser nach. — Kerl, wenn Sie det noch mal riskiren, fabr id mit Ihnen in de Wolven — Sie — Sie Vollmondsfische Sie! — Jewehr — ab! — Das Jewehr — über! — Jewehr — ab! — Das Jewehr — Hee, es is nich zu blasen! Wenn Ihr mir jest nich de Knochen

zusammenreißt, zwickel id Euch, bis Eure Muskeln rote de Luftballonger anschwellen, und Ihr Alle mit einander die Elephantiass kriet — Das Jewehr — über!" — „Nanu, was wollen Sie denn hier, Orlawsky?! Ja den, Sie siegen längst schon ins Lazareth." — „Dat sich Doktor Stabsthes gesagt, daß id soll machen heute noch mit der Dien't und kommen morgen wieder, wenn —" „Lehrt — Marich! — Einjtreten!" „Donnerläutchen, wer hat Ihnen denn erlaubt, sich zu rühren, Mann?! Sind Sie des Satans, Mensch? — Wat, Sie haben sich nicht gerührt? Mooben Se, det id farbenblind bin? Wenn id ooch man blos mit's eene Doge hinchule, so sehe id doch Allens, wat hinter mir vorjeht. — Jewehr — ab! — Rührt Euch!" „Herr Unteroffizier!" — „Wat denn, Kind?" — „Mir ist vorhin beim Laufschrift mein Mundstück verloren gefangen, darf ich's mal suchen?" — „Wat, wat haben Sie verloren? Ihr Mund ist id? Wat for'n Mundstück denn?" — „Na, das von meiner Frinte." — „Menschenskind, Se haben woll Ihran jeschluckt, det Se so dämlich quaddeln! Is der Kerl nu schon 'ne halbe Ewigkeit Kerst und wech noch immer nich, det det Dingstirch'n Räumungsdedel heißt. Von's königlich preußische Jewehr derien Se überhaupt nicht verlieren; suchen Se es nachher. — Stillstenden! — Das Jewehr — über!"

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— N. v. Decker's Verlag zu Berlin hat eine zweite Auflage der dort früher herausgegebenen und kommentirten Sammlung der Gesetze &c. über die **evangelische Kirchenverfassung** in den älteren Provinzen der Monarchie unter dem Titel: „Die Evangelische Kirchenverfassung in den älteren Provinzen der Monarchie. Gesetze, Instruktionen &c. mit einem die neuesten Kirchengesetze enthaltenden Anhang, mit Anmerkung und ausführlichem Sachregister, nach amtlichen Quellen. (Gartonnirt Preis 3 M.)" veranlagt. Die Sammlung ist durch die seit Erlass der Kirchenverfassungsgesetze von 1875/76 ergangenen Kirchengesetze und die hierzu erlassenen Instruktionen, insbesondere auch mit dem die Beziehungen des Staates zur evangelischen Landeskirche wesentlich abändernden **Staatsgesetze vom 28. Mai 1894** vervollständigt und bei den einzelnen Bestimmungen der Kirchengemeinde- und Synodalordnung, sowie der Generalsynodal-Ordnung hierauf entsprechend Bezug genommen. Außer den Kirchengesetzen betreffend Vermögensaufsicht, Pfarrwahlrecht, Dienstalter, Ruhegehalt, Sterbe- und Gnadenzeit, Versorgung der Wittwen und Waisen der Geistlichen, Disziplinargesetz, Trauungsordnung, Verlegung kirchlicher Pflichten &c. und den zugehörigen Staatsgesetzen hat insbesondere auch die umfangreiche **Verwaltungsordnung vom 17. Juni 1893** Aufnahme gefunden, welcher ebenso, wie der übrige Inhalt des Buches den Herren Geistlichen und den Herren Mitgliedern der Gemeindefürsorge und der kirchlichen Gemeindevertretungen, sowie der Synodalen Körperschaften zum Landgebrauch sich empfiehlt. Der letztere wird durch ein ausführliches alphabetisches Sachregister erleichtert.

— **Von der Palette.** Allerlei Lustiges, Trauriges und Pos- haffes aus dem Malerleben. Von A. v. Krane. 16 Bogen Oktav. Gebettet M. 2.40; eleg. geb. M. 3.50. (Verlag von Leoz & Müller in Stuttgart.) „Abermals Künstlergeschichten!" wird so Mancher aus- rufen, wenn er das, bei Leoz & Müller in Stuttgart soeben er- schiene Buch „Von der Palette" von A. v. Krane in die Hand nimmt. Der Ausruf mag nicht unbedeutend erscheinen gegen- über der Hochfluth von Malernovellen, mit denen gegenwärtig der Markt überfluthet wird; doch macht „Von der Palette" keinerlei Anspruch auf den Titel „Künstlernovellen". Es sollen nur einfache Stimmungsbilder sein, wie sie dem Auge einer Schriftstellerin sich dar- bieten, die selbst Malerin ist und in Malerkreisen lebt. Wir haben es hier nicht mit buntphantastischen Schilderungen zu thun, oder gar mit Anekdoten für sensationslüsterne Seelen, sondern mit lebhaften, durch ihre Natürlichkeit packenden Schilderungen der Konflikte, Kämpfe und Mühen des Künstlerlebens, vermischt mit humoristischen und satir- ischen Szenen, wie sie ja das Malerleben so viel bietet. A. v. Krane's „Von der Palette" verdient bei Künstlern und Kunstfreunden eine sehr freundliche Aufnahme und wird gewiß auch ein größeres Publi- kum anziehen, das sich für das intime Leben unserer Maler interessiert. Die reizende Ausstattung sichert dieser Buchausgabe auch eine belebte Rolle als Geschenkwerk in weiteren Kreisen.

— **Der Prinz von Judien** oder: Der Fall von Kon- stantinopel von Lewis Wallace. Nach dem Englischen von Dr. E. Alb. Witte. 84. 3 bis 5. Verlag von Fr. Ernst Fehlefeld in Freiburg i. B. In den uns vorliegenden Uebersetzungen des letzten Wallace'schen Romans erhalten wir einen neuen glänzenden Beweis von der reichen poetischen Heilungsgabe des Verfassers, von seiner exakten Geschichtsforschung, wie der gewissenhaften Treue in der Schilderung von Landschaften, Ortlichkeiten und erdön- lichkeiten. Von Mekka, dem heiligen Wallfahrtsort der muhamedanischen Welt, verlegt uns der Gang der Erzählung nach Konstantinopel, dem alten Byzanz, in dem damals der letzte griechische Kaiser, der edle Konstantin XII. Dragases regierte. Im Hinblick auf das heranabende Weibachtungszeit sei auch dieses neueste Werk des Verfassers von „Men Hur", das gleichzeitig auch in einer Baudausgabe er- scheint, auf das Angelegentlichste empfohlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebensleben. — Notationsdruck der „Halle'schen Zeitung" Halle (S.), Leipzigerstr. 87.